

# Mile, mein Junge!

Novelle von Max Grab.

Frau Harrach sah ihrem blonden Ansehen nach, bis sie gerienlich die Kehle an die Erde verschunden war. Wie im Ruch hatte die Noemberr-Morgensonne noch kein etwas lang gebaltes, helles und äußerst feines Haar gestreift. Es quoll unter der roten Müge lodig heroor und schimmerte wie Gold. Dann schoben sich die matten Strahlen über Frau Harrach's Morgenhaube in's Zimmer hinein und spielten über die giftgrüne Tapete und die an der Wand befestigten, ausgeschnittenen oder ausgehängten Säckelchen. Verbleichend glitten sie noch eilig an den vier Glaskästen einer sorgfältig angelegten Schmetterlingsammlung vorüber, die an der abgehängten Mauer des Fensterbretts hing. Die blaugrauen Augen der Frau ruhten eine Weile eigentümlich warm und innig darauf. Müde schienen sie und getrübt, wie durch viel Weinen. Allein an diesen Kinderbüchern schienen sie sich dennoch zu erfreuen.

Obwohl immer rasch ermüdet, hatte sie Mile an manchem Sommertag draußen, weit vor der Stadt, bei der Schmetterlingsjagd geholfen, und dann wieder dabei, die Beute seiner Sammlung einzuverleiben. Wie geschickt und feinsinnig genau doch seine Finger hantierten! Wie ausdauernd und geduldig er stets bei jeglicher Beschäftigung war! Vom Lernen schon gar nicht zu sprechen. Es war noch nie vorgekommen, daß Mile eine schlechte Note mit nach Hause gebracht hatte.

Ein warmes Roth glitt über ihr verbläutes Gesicht und verlieh ihm einen Schimmer der längst verflungenen Jugend, die so bald schon untergegangen war in Schmerzen, Kummer, Roth und Entbehrungen.

Als mühten ihre lautlos arbeitenden Finger für Einen, — den einzigen, — ein Prachtgemach voll Luxus und Bequemlichkeit bereiten, so glitten sie auch über das Kleinste ordnend hin.

Frau Harrach's Augen wurden feucht; eine überwältigende Zärtlichkeit und Liebe waltete in ihr auf: Mile, mein Junge!

Ein herrlicher Wintertag, Frost und der erste Schnee! Frisch gefallen eine ganze lange Nacht hindurch, breitete er sich feilich des vieredigen Gymnasiums — Hofes. Ein lustiges Rufen, Geschwätz, Lachen und Jauchzen aus hundert Kehlen verhallt in der klaren Luft, und sofort entspann sich eine fröhliche Schneefallschlacht. Unter allen Köpfen am besten war der blonde Kopf Emil Harrach's. Noch unterm Thor war ihm von einem wohlgezielten Geschosse die rote Schülermütze geraubt worden. Aber Mile, der sich sonst fast immer gleich feilich zur kleinen, schwarzen Nebenpforte wandte, wo meistens seine Mutter auf ihn wartete, hatte es heute gar nicht so eilig mit dem Begebenen, sondern propagizierte munter selbst noch weitere Angriffe, deren er sich tapfer erwehrt.

Im Allgemeinen liebte er den intimen Umgang mit den Kameraden nicht sehr. Sie, ihre Art und Weise, wie ihre Spiele schienen ihm meist roh und zu wild, und dann hatte er auch keine Zeit dazu. Er war ehrgeizig und lernte mit Feuereifer. Was dann aber noch an freien Stunden abfiel, das widmete er ganz der Mutter, das heißt, diese nahm sie sich ohnehin. So war es immer gewesen. So lange Mile denken konnte, war ja die Mutter um ihn, Tag und Nacht. Wenn aber besondere Umstände ihn je zwangen, ihr ungewöhnlich lange fern zu bleiben, so wußte er schon, daß sie wieder die „sonderbaren Augen“ haben würde. Und diese fürchtete Mile; er konnte ihren Blick nicht ertragen. Angst, vorabnehmender Schmerz, und solch große, qualvolle Sehnsucht lagen darin.

Die Jungen hatten Miles Mutter oft genug warten sehen, und dieser mußte deshalb viele Redereien über sich ergehen lassen.

Emil Harrach pflegte darauf sehr roth zu werden, mochte aber doch nichts sagen oder dreinsagen, wie es andere bei Redereien und Beleidigungen zu thun pflegten. Deshalb galt er für feig. Doch war er das nicht. Er hatte feilich dieses sinnlose ewige Sichherumbören und -Schlagen, das fortwährende Ringen und Hauen. Aber auf diese Hänfelleien, die ihn empörten, daß es oft in ihm lodte, hätte er gern mit den Fäusten geantwortet. Was aber wäre die Folge gewesen? Er fürchtete, wie er allein gegen so viele machtlos sein würde; außerdem zerrissen seine Kleider. Dann, — spätes Heimkommen, vielleicht gar Rügen von den Lehrern und endlich schlechte Noten. Dann kamen bei Mutter feilich wieder diese schrecklichen Augen! Nicht die Jungen, nicht die Prügel fürchtete Mile, bloß diese Augen machten ihm Angst.

Mile Harrach's ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Kampfeslust war ein Ereignis und wirkte äußerst anspornend auf alle. Immer mehr Blicke richteten sich speziell auf ihn. Seine ungeahnte und unerwartete Gewandtheit und Tapferkeit imponierten. Eine wachsende Anzahl von Kameraden trat auf seine Seite und erkannte ihn stillschweigend als Führer an.

Praktisch versehen ihn zwei Jungen stets reichlich mit Munition, indem sie fertige Bälle bereit hielten und ihm reichlich. Gewandt bückte sich Mile und wich geschickt den Geschossen aus; zugleich griffen seine blauefrorenen Hände nach einem besonders großen, wie eine Silberkugel schimmernden Schneeball. Aber ohne ihn abzuwehren, blieb er plötzlich regungslos stehen, sodas ein wahrer Kugelregen sich erbarmungslos, wenn auch nicht vernichtend, über ihn ergoß. Zwei Arme legten sich fest um ihn; an seinem Ohr, das ein warmer Athem überhauchte, klang es zärtlich: „Mile, mein Junge!“

Frau Harrach hatte heute wieder gewartet und erst mit Bangen, dann mit Freude und Stolz der Schneeball-Schlacht zugehört. Ihre Augen hatten beinahe gegläntzt wie die der Jungen. Ihr Herz klopfte vor Stolz und Freude. Nein! Es war doch noch ein Glück, das ihr da übrig geblieben, ein großes, großes! Und da hatte sie es denn umfassen müssen mit beiden Armen.

Wie man plötzlich durch einen kalten Wasserstrahl aus einem Traum oder Rausch ermüdet erwacht, so kam auch sie zu sich, unter den zornflammen Bliden voll Scham, mit denen sich Mile aus ihren Armen riß. Fast hätte er sie auch umgeworfen. So klar sah sie noch nie die spöttischen Gesichter der Jungen und hörte deren Rischen, höhnende Ausrufe und lachendes Losplagen hinter vorgehaltenen Händen. Mile hatte plötzlich nie unsinnig die nächstbeste Müge vom Boden aufgegriffen und war, alles andere vergebend, fortgeflüht. Mechanisch, wie betäubt, nahm die Mutter seinen Ueberzieher, der gerade vor ihr lag, auf und ging wie eine nachthorende durch den Hof und um das Thor hinaus. Zwei, die am lautesten gelacht und gehöhnt hatten, ließen sie ruhig passieren. Wie todtblaß sie war! Diese Augen! — „Die ist einfach verrückt“, sagte dann Ernst Baumgartner zu Bürgermeister's Frey.

Mile war zu Hause an den Tisch getreten. Mit förmlich stehenden, untergebenen Bliden schob ihm seine Mutter das Essen hin. Kaum würgte er einen Bissen hinunter. Sie beehrte gar nichts. Es war, als hätten beide die Sprache verloren. Dann rann er wieder davon. —

In dem Zimmer, worin es kälter und fälter wurde, da das Feuer längst ausgegangen war, trock eine sahle Dämmerung in alle Winkel.

Schon sechs und Mile noch immer nicht da! Es rasselte eben vorberetend im Uthrtasten zum Anzeigen der halben Stunde, da knarrte die Treppe. Frau Harrach sprang auf und lauschte. Kein Zweifel! Das war der bekannte Schritt. Nur so viel langsamer als sonst. So müde! Schon war sie draußen und öffnete die Verschlagstür.

Als er in dem Zimmer, in dem sie eilig die Lampe entzündet hatte, und in deren Lichtkreis getreten war, blickte sie scharf auf ihn. Mein Gott, wie sah der Junge aus! Seine rote Müge schillerte, zerbröckelt und beschmutzt; die eine Knochensacke hing in einem Fehlen herab, der Halstragen war zerrümpelt und ausgerissen. Erst gestern hatte die Mutter für den Sohn aus den noch guten Lappen eines alten Seidenkleides eine so feine Kravatte gemacht. Sie war sein Stolz gewesen; — nun gleich sie einem Strid und baumelte gleich einem solchen herab. Und hier erst! Frau Harrach trat nahe an Mile heran. Aber das war ja schrecklich! Ueber die linke Wange lief quer ein dicker, rother Striemen. Und da! Hinter Mile's Ohr löste sich langsam ein Blutstropfen und fiel auf seine Schulter. Frau Harrach schrie gellend auf. Ein zweiter Schrei aber blieb der Entsetzten sozusagen auf den Lippen ehen, als wäre er erstarrt. War das denn ihr Emil? Ihr lieber, einziger, sanfter, der nun dort ihr stand? Wie konnte, durfte der Sohn sie nun so ansehen? Sie hatte doch nichts verbrochen, begangen?! Ihr Aufschrei hatte diesen so gereizt. Mit der zornbelebenden Stimme seines Vaters schief er heroor: „Habe dich doch bloß nicht so! Ueberhaupt, — so geh's nicht weiter — nicht so — ich kann!“ — Und dann stutzete es nur so über die Frau hin, die wie betäubt auf den Stuhl sank und keine Erwiderung fand. Mile machte auch gar keine Pause, um ihr Gelegenheit zu einer solchen zu geben. Das sollte und gellte weiter, unaufhaltsam, lebensschafflich, um das viele Aufgeschlagen, Angefammelte loszuwerden.

„Ja, zu Tode geschämt habe ich mich demetwegen, — du, — ja demetwegen!“ Dann war er aus der Thür. Frau Harrach blieb stumm sitzen, regungslos und ohne Thränen. Die Lampe blakte, was sie sonst so hatte. Sie sah und sah, stumpfsinnig und gefühllos. Mile hatte sich daneben im gemeinschaftlichen Schlafraum angeteilt auf's Bett gemorfen. Er fürchtete sich fürchtbar erschöpft. Ihm war, als müßte er jetzt einen tiefen, langen Schlaf thun. Einen so langen, daß es kein Erwachen Frühling und all das vergessen, am besten überhaupt nicht wahr gewesen wäre. Seine Glieder, sein Kopf schmerzten ihn. Heute Vormittag die Schneefallschlacht und dann die Aufregung. Aber erst am Nachmittag! Abend vor Horn, fest entschlossen, sich — innerlich dachte er, seine Mutter, — an ihnen zu rächen, hatte er ganz zeitig die Klassenossen erwartet. Als der Bürgermeister'sohn und Ernst Baumgartner so merklich gebückt und ruhig an ihm vorbeigingen, da wollte sich seine sanft angelegte Natur schon wieder fast dem Frieden zuneigen. Dann aber kamen andere. Eine ganze Schaar war es. Wie etwas Grazes, Großes, Zusammengehöriges traten sie dicht an ihn heran, und ein jeder hatte etwas mitgebracht! Sogar Geld hatte sie es sich tohlen lassen. Eine Saugflasche, ein Schlappertappen, ein Gummipropfen wurden ihm gereicht und in die Tasche zu stecken verurteilt. Einer hatte eine wollene Kinderhaube der kleinen Schwester mitgenommen und stülpte sie Emil Harrach auf den Kopf. Wie in einem Schraubstock hielt ihn dabei der Gröhte in den Armen, und im höchsten Distanz winelte er: „Mile, mein Junge!“ Alle stimmten lachend ein. Verzehe! war der Jörn dadurch wieder über den Gequälten gekommen und schien ihm besondere Kraft zu verleihen. Er befreite sich mit plötzlichem, verblüffendem Rud aus den Armlämmern und stürzte sich, während er eigentlich nur bunte Feuerkörper vor den Augen sah, auf den großen Anreifer. Blindlings schlug, trugte und biß er, und endlich lag der Gegner überwältigt im Schnee. Eine allgemeine Schlacht, aber keine so harmlose wie am Vormittag, entfiel. Es war, als läme bei vielen die wahre, sonst nur überlängte und mühsam beherrschte Bestien-Natur zum Vorschein. Ohne daß zwischen ihnen ein Streit vorausgegangen wäre, stürzten sich selbst solche aufeinander, die kaum wußten, um was es sich hier handelte. Wie schon am Vormittag, tobete sich Mile durch seinen strafvollen Muth bald Kampfaussen; ja, er hatte in kurzer Zeit die Mehrzahl auf seiner Seite. Wie zwei wüthende Hunde hatten er und sein Gegner sich miteinander verissen, als zwei Lehrer und sich mit dem Rebellen lange vergeblich bemühten, sie zu trennen. Wie das dann geschah, wie Emil überhaupt in's Klassenzimmer gekommen, wußte er hinterher nicht recht. Er empfand zunächst nur eine große Erleichterung. Dann überkam ihn dumpfe Gleichgültigkeit gegen seine ganze Umgebung, die aus ihm innerlich bewundernden und halb scharf auf ihm blickenden Jungens bestand, vor denen der Professor mit getrauten und Unheil kündender Miene auf und nieder ging. Nach und nach aber fühlte Mile zunehmend eine beider Müdigkeit, die es ihm unangenehm machte, zu hören, was der Lehrer frag, sagte und diktirte. So blieb es auch, als er Rede stehen sollte über die Ursache des Streites. Wenn er überhaupt Antwort gab, war es eine verkehrte, und der Inquisitor schüttelte immer wieder zürnend das Haupt. Gleichgültig ließ sich der Junge dann auch vom Rebellen zu einer durch sein Verhalten verursachten sogenannten leichten Karzerstrafe einschleichen, die zwei Stunden währten sollte. Anstatt hier die schriftliche Strafarbeit zu machen, die ja wohl eine Aufklärung der ganzen Sachlage, wie der Entschlung dess allgemeinen Kampfes“ geben, als auch eine Bitte um Vergebung für „das ganz unerantwortliche rohe Benehmen“ einschließen sollte, brütete er erst lange stumm vor sich hin. Dann legte er die Arme kreuzt auf die mit reichlichen Pünktchen und einzelnen mitunter inschriften überdeckte Tischplatte, betete den blonden Kopf darauf und schloß fest und gut, bis ihn der Rebelle ein volle Viertelstunde früher als verordnet, frei ließ. Befragt blickte dieser auf die leeren Blätter und dann in das verschlafene, bleiche Anabengesicht; eilig brühte er Mile noch einen schönen Apfel in die Hand, obwohl auch dies strengstens verboten war, und empfahl ihm murrend: „Rant melben, — Zeugnis bringen!“

Eigentlich war Emil Harrach erst zu Hause und bei dem Aufschrei der Mutter, der ihm so albern vorkam, völlig erwacht. Das Schreien hatte ihn wieder so gereizt und, seinen Jörn auf's Neue erregend, all' das ausgelöst, was ihn bereits wieder zu reuen begann.

Der müde, wirklich erschöpfte Junge konnte nicht schlafen. Es war, als bliebe um ihn etwas Besonderes lebendig, das ihn durch Vorgaukeln allerlei Bilder beständig wach erhalten wollte. Mile wußte nicht, daß es eigentlich die Reue war. Es mußten Stunden vergangen und die Zeit herangekommen sein, da er und Mutter sich zur Ruhe zu begeben pflegten. Aus der Erde leuchteten ihm zwischen der Mauer und der spanischen Wand fast gespenstlich das weiß besogene Bett entgegen. Er suchte sich selbst durch andere Gedanken abzulenken. Er suchte sich mit Vergnügen vorzustellen, daß er heute feilich sehr in der Achtung der Genossen astiegen sein würde. Ha! Jetzt würden sie ihn nicht mehr für feig, für ein schwaches Mutterkindschen halten. Heute hat er's ihnen einmal gezeigt! Ja, wohl, und dann, — aber Mile konnte sich anstrengen, wie er wollte, seine Gedanken folgten keinem Willen, sondern nur dem eiernen Wea. Und der ging direkt hinaus in's Nebenzimmer, wo ohne Zweifel die Mutter in Thränen gebadet sah. Unwillkürlich horchte er. Allein kein Laut nebenan. Kein Seufzen, Schluchzen, — nichts! Sonderbar behagend wurde es ihm um sein schwarzes Herz. Sochte fand er auf, schob er die dunkeln Wollvorhänge an den Glaskästen der Verbindungstür zurück. Vor dem Bilde, das sich ihm da bot, und das an sich durchaus nichts Schreckliches hatte, befel den Anaben ein eigentümliches Grauen, das ihm den Rücken entlang lief, als striche eine

kalte Hand darüber: Im feilichlichen Scheine der grün beschirmten Lampe sah die Mutter am runden Tisch, dessen Platte sie ausgezogen hatte. Ueber ihr wie aus Stein gemeißeltes Gesicht, dessen Wangen keine Thränenpuren aufwiesen, fielen einzelne wirre Haarsträhnen. Eine sonderbare Mischung der verschiedensten Dinge lag um sie und vor ihr ausgebreitet. Zwischen allen Gegenständen stets wieder Bilder. Uralte Lithographien, Zeichnungen, Silhouetten und eine Anzahl mehr oder minder verblühter photographischer Porträts. Eine Hausmüge mit trübgoldener Troddel daran neben einer Meerscham - Pfeife. Verbläute, kleine Myrthen-Sträußchen, eine Rose und ein Storch aus Tragant, an denen noch vertrocknete Reste der Torte kleben, worauf sie einst gestanden hatten. Ein Stückchen weißes Band und zwei Haarlocken: eine braune und eine blonde, mit rosa Bändchen zusammengehalten, allerlei Baby-Spielzeug und ein besonders geliebtes, in Ehren gehaltenes Bild.

Der Junge, der da mit großen Augen in's andere Zimmer und auf den Tisch starrte, kannte dieses Bild, wie auch die anderen Dinge ganz genau. Mutter und Vater in ihrem ersten Elternglück! Der eine weiße Fleck da war Anaben, der andere Robert. Knapp ein Jahr waren sie auseinander gewesen; Anaben war zwei Jahre alt, Robert etwa eines, da starben sie beide in derselben Woche am Scharlach. Später kamen noch Mariechen und Mathilde. Auch wieder schnell nacheinander. Mariechen hatte von Anbeginn ein seltsames Nerveneiden, von dem sie erst im achten Jahre der Tod erlöste. Thilde erreichte ihr zwölftes Jahr, dann erlag sie der Diphtheritis, die verhetend die Kinderwelt heimsuchte. Gleich darauf kam er, Mile, — zur Welt. Großmutter, die bei ihnen im Hause lebte, Vater wie Mutter begünstigten das starke, gesunde Bübchen wie einen Licht und Hoffnung spendenden Engel. Mile entäußerte sie auch nicht. Bis er zur Schule kam, sehte ihm nie etwas; er war ein heiteres, aber sanftes Kind. Allein zwei Jahre vor diesem Zeitpunkt starb die Großmutter, und genau elf Monate später fiel der Vater einer Lungen-Entzündung zum Opfer. Der damals fünfjährige Mile hatte eine unheimliche, wenn auch nur dunkle Erinnerung daran bewahrt. Kaum zwei Monate in der Schule, begann auch er zu kränkeln. Blutarmuth nannte der Arzt die Krankheit. Und im Stillen dachte er, daß ihm der kleine Junge erscheine wie eine Pflanze, die im ewigen Schatten tief hängender Trauerweiden und stets bequollen von bitteren Thränen aufzuwachen müsse.

Die bleichen, verarbeiteten Finger Frau Harrach's glitten schmeichelnd über all' die todtten Dine, als wären es lebendige Andenten derer, die in ihr nie starben. Ein Stid nach dem anderen nahm sie in die Hände. In ihre halb starren, halb tröstlichen Augen, — jene, die Mile stets so fürchtete, — trat dann ein Ausdruck schmerzvoller Liebe. Aber sie blieben trocken, als wären sie auf immer ausgebrannt.

Und hinter der Glaskür mit den Wollvorhängen spielte sich eine ganze Stala klar werdender Gebanten und daraus entspringender Empfindungen ab. Großes bildete, webte und formte sich. In dem Anaben, der vierzehn Jahre seines Lebens im Grunde doch in den Tag hineingeleitet hatte, wie alle Kinder, wenn er auch früher reif, besonnener und vielleicht auch weniger egoistisch als die meisten war, ging eine große Wandlung vor.

Was ihm, dem unverständigen Anaben, oft unbehagen, sogar lästig geworden war, was ihn endlich, durch Außerliches unterstügt, zum maßlosten Jörn gereizt und ihn unthätig und heillos gegen die eigene Mutter gemacht, hatte sich jetzt völlig von ihm abstrahallirt. Liebe, Liebe, — ohne Ende!

Zu schwer hatte er die Zarte, Welche verlegt und gekränkt. Ungeheuerlich, in's Kiesschloß gewachsen, erschien ihm sein Vergehen, zu dem er sich in knabenhaftem Jörn hatte hingerufen lassen. Durch was? Durch einige gleichgiltige Jungens, — dumm und herzlos nannte er sich innerlich! — So sehr verlangte es ihn nach der Mutter, nach ihrer Vergebung! Aber eine seltsame, zwingende Scham hielt ihn ab, zu ihr zu stürzen; seine Hüfe waren ihm wie gelähmt. Gerade da hinaus, diese zwei Schritte wollten sie ihn nicht tragen.

Er verlieh die Thür, warf sich wieder auf's Bett und brach in Thränen aus.

„Mutter!“ — „Mutter!“ Frau Harrach hob den Kopf, und ihr Blick veränderte sich ganz plötzlich, indem sie lauschte. Nein, sie hatte sich nicht getäuscht! Ihre Thränen verfliegen. Er war fast, als stände ein Rädeln schon dicht dahinter. Ein philosophisches, gesundes und einwärtsvolles Verständnis, vergehend in lauter Güte und Liebe.

Frau Harrach dachte alles wieder weggeräumt und eingeschlossen. Bevor sie auch Mile's Bild an seinen Platz zurückstellte, wuschte sie noch einmal mit der Hand darüber. War's eine Liebtung, oder war eine Thäne daran haften geblieben? Ihre Lippen bewegten sich dazu, als

formten sie hauchend Worte. Mile kannte sie so gut. Es waren nur drei: „Mile, mein Junge!“ Er hörte sie, ohne auch nur den schwächsten Laut zu vernehmen. Leicht, freudig und erlöst fühlte er sich nun.

Fast unbewußt leistete er sich in seinem Herzen einen heißen Schwur.

## Der falsche Graf.

Eine Erzählung aus dem dritten Reich. Von Adolf Hübler I., Hannover.

Napoleon III. ruhte nachlässig in einem purpurnen, mit zahlreichen goldenen Bienen übersäten Lehnstuhl und blickte gelangweilt und apathisch auf eine silberne Statue, die in einer lauschigen Ecke seines Arbeitskabinetts auf einer schwarzen Marmorsäule thronte und seinen großen Ahnen, Napoleon I., darstellte. Ihm gegenüber stand in respektvoller Entfernung der Geheimsekretär und las mit monotoner Stimme eine lange Liste der „hohen“ und „höchsten“ Herrschaften vor, die zu dem nächsten Hofball eingeladen werden sollten. Als der Geheimsekretär beendet hatte, schien etwas Leben in die mit Gleichgültigkeit und Stumpfheit auswartete Gestalt Napoleon's zu kommen. Er schlug seine halbgeöffneten Augenlider auf und sprach:

„Ich vermissen den Namen der Komtesse Gallsiet. Wie kommt das?“ „Majestät“, erwiderte der Geheimsekretär devot, „es muß ein Versehen vorkommen; ich will sogleich das Protokoll nochmals durchsehen.“ „Gut“, sprach der Kaiser, — „aber so oder so! Ich befehle, daß der Komtesse und ihrer Mutter eine Einladung zugesellt werde. Melben Sie dies auch der Kaiserin.“

Diese Worte sprach Napoleon in einer knappen hämmernenden Weise und mit einer Stimme, die sich anhörte wie eilig kalte, herabsickernde Regentropfen. Darauf machte er eine lässige Bewegung mit der Hand, die anbedeutete, daß er allein zu sein wünschte. Der Geheimsekretär verneigte sich tief und verlieh das Gemach.

In dem Hotel der Gräfin Gallsiet geht es heute sehr aufgeregt zu. Soeben traf die Einladung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen ein, und es ist das erste Mal, daß die schöne, jugendliche Komtesse auf einem Hofball erscheinen darf. Komtesse Melanie Gallsiet sah schon im Geiste die in Tauffenden von Lichtern strahlenden Räume der Tuilerien, die goldgeschliffenen Uniformen der Generale und Minister, sie hörte bereits die rauschenden Klänge der Musik, atmete die betäubenden Parfüms der vornehmen Welt von Paris ein und — o Entzücken! — sie wurde dem Kaiser und der Kaiserin Eugenie vorgestellt.

Komtesse Gallsiet ist trotz ihrer Jugend kein Kind mehr; sie ist auch keine sentimentale Bergahmmeinnicht-Schönheit, sondern eine unter der Gluth des südlischen Himmels aufgeblühte Mädchenblume. Sie konnte bereits die Intriquen und Kämpfe der vornehmen Welt.

Endlich nahte der große, verheißungsvolle Abend und es ging auch alles nach Wunsch; ja fast gerade so, wie sich Komtesse Melanie in ihren Träumen ausmalte, bis auf einen Umstand, an den sie am allerwenigsten gedacht und den sie am allerwenigsten für möglich gehalten hätte. Befand sie sich nicht auf dem Hofball des Kaisers der Franzosen?

Komtesse Melanie machte plötzlich die unangenehme Entdeckung, daß ihre beiden, einen geradezu unschätzbaren Werth repräsentirenden Ohrgehänge verschwunden waren.

Dieses Ereignis schwirrte sehr bald, gleich Nachtfaltern, in allen Tonarten in den Sälen herum und drang auch schließlich zu den Ohren des Kaisers, der sofort den Polizeiminister Claude zu sich beschied.

„Was ist zu thun?“ fragte er mit seiner kalten tonlosen Stimme. „Wenn Ev. Majestät befehlen, lasse ich sogleich sämtliche Thüren schließen.“ „Und dann?“ „Dann müßte wohl oder — übel — eine, eine — wie soll ich doch sagen — eine Taschenrevision der Anwesenden stattfinden.“

„Sind Sie von Sinnen?“ herrschte ihn der Kaiser an. „Die höchsten und ersten Kreise der Residenz soll ich wie Spihuben behandeln lassen? Nimmermehr! Ich lege Ihnen diese Angelegenheit an's Herz; sehen Sie zu, daß Sie den Thäter eruiert.“

Das Fest neigte sich seinem Ende zu. Equipagen fuhren vor, ein Heer von galonirten Dienern sammelte sich im Hofe der Tuilerien und stand mühsam und plaudernd herum.

Die Gräfin Gallsiet schickte sich gleichfalls an, mit ihrer Tochter die Tuilerien zu verlassen. Diener kamen herbei, um den beiden Damen beim Umhängen ihrer Mäntel behilflich zu sein, da — man denke sich das Erstaunen — fand man das eine Ohrgehänge in einer Falte von Melanie's feidener Schleppe!

Der gefundene Gegenstand wurde dem Polizeiminister Claude als „corpus delicti“ übergeben, denn mit dem grauen Tag sollten die Nachforschungen ihren Anfang nehmen.

Polizeiminister Claude sitzt des anderen Tags nachdenklich und unruhig in seinem Bureau. Er bezieht sich die vor ihm liegenden schimmernden und glitzernden Brillanten des einen Ohrgehänges und zerbricht sich den Kopf darüber, wie er wohl dem Thäter auf die Spur kommen könnte. Dabei flüstert er die Worte des Kaisers vor sich hin: „Ich lege Ihnen diese Angelegenheit an's Herz“, und diese Worte stehen ihm vor Augen, wie Flammenschrift auf einem schwarzen Hintergrunde.

In diesen seinen Betrachtungen wird er durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, der ihm auf einem silbernen Teller eine Visitenkarte überreicht. Gleichgiltig und zerstreut nahm Claude die Karte in die Hand, fuhr aber sogleich von seinem Sitze auf, als er sie gelesen. Es standen die wenigen Worte auf der Karte: Marquis Gallsiet, Offizier der Ehrenlegion.

„Sofort vorlassen“, befahl der Präsident dem Diener. Gleich darauf erschien unter der Thür ein hochgewachsener, schöner Mann in den mittleren Jahren, der sich vor dem Präsidenten mit den Allüren eines Aristokraten in nobler und nonchalanter Weise verbeugte.

Claude bot dem Grafen sogleich einen Stuhl an und fragte höflich, was ihm die Ehre seines Besuchs verschaffe.

„Herr Präsident“, begann der Graf mit nöselnder Stimme, „ich bin der Bruder der Komtesse Gallsiet und komme, Ihnen mitzutheilen, daß meine Schwester heute früh ein kleines Paket nebst einem Brief erhalten hat. In dem ersten befand sich das Ohrgehänge. Hier ist es. In dem Briefe entschuldigte sich der Betreffende über das unglückliche Versehen, wie er es zu nennen beliebt, und bebauert den Vorfall.“ Auch den Brief handigte er dem Minister ein. „Wenn Sie mir nun“, fuhr er fort, „das andere Ohrgehänge, das in Ihrem Besitze ist, übergeben wollten, so hätte diese unangenehme Sache ihren Abschluß gefunden.“

Natürlich beilte sich Claude, dem Wunsch des Grafen sofort zu entsprechen und folgte ihm unweigerlich das zweite Ohrgehänge aus. „Ich freue mich“, sprach er, „und bin glücklich, daß diese obiose Geschichte einen so guten Verlauf nahm“, und geleitete den Grafen bis zur Thür, wo er sich von ihm in der verbindlichsten Weise verabschiedete.

Nach an demselben Tage stellte sich heraus, daß die Komtesse Melanie Gallsiet gar keinen Bruder hatte, daß der angebliche Marquis selbst der Dieb war, und sich auf diese beispiellos schlaue Art in den Besitz des zweiten Ohrgehänges sehte.

Napoleon war müde, als er diesen Geniestreich erfuhr, und dem armen Claude hätte diese Affäre beinahe seine Stelle gekostet.

„Gott!“, Arthur, laß das nur meine Sache sein; es ist nur gut, daß ich noch meinen eigenen Willen beilte.“

Freund: „Das heißt allerdings nur hier, nicht; aber daheim.“

Im Scheidungstermin.

Vorher: „Sie haben Ihren Mann öffentlich „Schne“ genannt! Willkommen Sie dazu?“

Frau: „Wir haben keine Geheimnisse vor einander!“

Bertraut.

Professor (auf einen Betrunkenen zeigend): „St jener Mann, der dort wandert heimlich, verheiratet?“

Der Geiragte: „Nein!“

Professor: „Desto besser für sein Frau!“

Ein Witzgriff.

Bursche (zum andern): „Wann tobt Dein Leutnant diesen Morgen so?“

„Ach, der hatte beim Aufstehen das Corsett seiner Frau erwischt, und konnte er erst nicht hinein und nachher nicht heraus.“

Offene Thür.

„Wissen Sie vielleicht etwas über die „offene Thür“ im fernem Osten?“

„Nein“, erwiderte der Mann mit der falten Nüßen. „Wenn es dort jedoch ebenso herinzieht, wie hier, sollten sie die Thür schließen.“

Bahnziehen.

Die kleine Margie hatte sich einer Zahn ziehen lassen und beschrieb das folgendermaßen: „Der Mann packt mich mit einer Zange an und zog, was er konnte, und ehe er mich umgebracht hatte, kam der Zahn heraus.“

Ein Optimist.

„Was ist ein Optimist, Vater?“

„Ein Optimist, mein Sohn, ist ein Mann, der glaubt, daß in einem ober zwei Monaten die Kohlen billig sein werden.“